



dot  
books

*Verena  
Rabe*

Die  
Melodie  
eines  
Sommers

*Roman*

## 2. Kapitel

Luis hatte ganz vergessen, was für ein fantastisches Gefühl es bereits war zu wissen, dass man am frühen Abend surfen gehen würde. Den ganzen Tag über dachte er während seines Dienstes an das Board, das er sich vor Kurzem gekauft hatte. Seit Garrett McNamara am 28. Januar 2013 vor Nazaré eine legendäre Welle gesurft war – die Experten stritten sich immer noch darüber, ob sie wirklich 100 Fuß hoch gewesen war, also 30 Meter –, war das Surfen in Nazaré noch präsenter als zuvor.

Hinter dem Leuchtturm in Sítio, auf dem Weg zum Nordstrand, parkte ein roter VW-Bus, wo man T-Shirts und andere Andenken kaufen konnte. Luis hatte sich auch ein McNamara-Shirt gekauft – auf dem zu sehen war, wie er die legendäre Welle reitet –, aber es bisher nur nachts getragen, denn er fand, dass er vielleicht doch ein wenig zu alt für so etwas war. Aber er war auf keinen Fall zu alt zum Surfen und fühlte sich fit.

Seit er in Nazaré arbeitete, hatte er wieder Zeit zum Laufen gefunden. Er lief mindestens zweimal in der Woche den Strand rauf und runter. Zuerst hatte er nicht annähernd die halbe Strecke geschafft, aber jetzt ging es ziemlich locker. Er joggte nicht nur am Strand, sondern auch die Promenade entlang. Jetzt war er so weit, dass er keine lächerliche Figur mehr machte. Allerdings war sein Oberkörper noch nicht wieder so trainiert, dass er auch dem Drang nachgeben würde, ohne T-Shirt zu laufen. Er wusste nicht, warum, aber viele portugiesische Männer liefen so oft wie möglich mit freiem Oberkörper herum, und zwar nicht nur die durchtrainierten jungen Männer, sondern auch die beliebteren Älteren. Es schien hier eine Frage der Ehre zu sein, dass man sich keine Gedanken darüber machte, wie man ohne Shirt aussah.

Natürlich bemerkte Luis, wie zwei Krankenschwestern auf der Station hinter seinem Rücken miteinander tuschelten, nachdem er ihnen erzählt hatte, dass er heute endlich wieder surfen gehen wollte. Im besten Fall stellten sie sich vor, wie toll er im eng anliegenden Neoprenanzug aussehen würde. Aber er war sich nicht so sicher, ob ihre Bemerkungen wirklich in diese Richtung zielten. Gestern Abend hatte er seinen Surfanzug in seinem kleinen Wohnzimmer anprobiert und wäre dabei fast umgefallen. Seit wann war er bloß so ungelinkig? Er brauchte einige Zeit, bis er den Reißverschluss auf dem Rücken ganz in die Höhe gezogen hatte. Es zerrte im Brustbereich und schmerzte im Nacken, aber er gab nicht auf. Er wollte es unbedingt. Auch wenn er sich nicht sicher war, ob es ihm heute Abend überhaupt gelingen würde, auch nur eine Welle zu reiten. Sehr wahrscheinlich würde er die meiste Zeit damit verbringen, zunächst einmal zu den Wellen zu paddeln, ohne dabei vom Brett zu rutschen. Er freute sich darüber, dass er mit seiner für portugiesische Verhältnisse normalen Größe von 1,77 beim Surfen im Vorteil war. Man musste wendig sein, schnell, und es brachte wenig, sehr lange Beine zu haben.

Es war windig, und die Wellen waren so hoch gewesen, dass die Rettungsschwimmer an Nachmittag Badeverbot verhängt hatten. Aber er würde ja erst am Abend losziehen. Da waren die Jungs in ihren coolen rostroten Hosen und den gelben Hemden schon längst zu Hause. Er würde seinen ersten Versuch nach Jahren nicht am Nordstrand machen, wo McNamara seine Traumwelle geritten hatte. Dort konnten schon mal gigantische Wellen entstehen, weil ein 5000 Meter tiefer Canyon bis fast an die Küste führte. Er wollte nicht riskieren, dass sich die anderen Surfer dort über ihn lustig machten, wenn er es vielleicht nicht mal schaffte, auch nur einmal aufzustehen.

Also ging er zu dem Strandabschnitt, der weit genug entfernt von den Felsen unterhalb des Forts lag, aber auch nicht zu nah an der Promenade. Er suchte sich ein verlassenes weißes Zelthäuschen und zog dort seinen Neoprenanzug an. Diesmal ging es schon etwas besser. Dann schnappte er sich sein Board und begab sich möglichst lässig zum Wasser. Neben ihm machte sich gerade eine junge Surferin bereit. Sie lächelte ihm zu und hob den Daumen, dann stieß sie das Board ins Wasser und lag mit einem Satz darauf. Genau richtig – nicht zu weit vorn –, sodass die Nase des Bretts sich leicht aus dem Wasser hob. Mit langsamen, aber kräftigen Bewegungen fing sie an zu paddeln. Sie machte das hervorragend, ihr Board glitt elegant durchs Wasser. Luis sah ihr bewundernd nach. So würde es bei ihm wohl nicht mehr aussehen, dachte er ein wenig frustriert, aber er wollte sich durch die Frau, die bestimmt 20 Jahre jünger war als er, nicht entmutigen lassen.

Seit dem Tod seines Vaters war ihm bewusst, wie oft er darüber nachgedacht hatte, was andere wohl von ihm hielten. Früher hatte er geglaubt, allzeit bereit sein zu müssen, Kritik abzuschmettern, jetzt spürte er, dass er ständig die Stimme seines Vaters im Ohr hatte, die alles, was er tat, kommentierte.

»Wie kannst du nur Zeit für ein Hobby haben?«, fragte sein Vater ihn, als er in Cascais mit seinen Freunden das Surfen entdeckt hatte. »Ach, ich verstehe. Jemand, der in der Schule keine Höchstleistungen bringen will, hat natürlich Zeit fürs Surfen. Dann viel Spaß.«

Luis musste an diese Sprüche seines Vaters denken, als er beobachtete, wo sich die Wellen brachen, und sich überlegte, wie er paddeln musste, um den besten Ausgangspunkt für einen Ritt zu haben. Tja, Vater, ich habe dennoch einen Studienplatz für Medizin ergattert, dachte er, auch ohne glänzendes Abitur. Er hatte damals seinen Studienplatz per Losverfahren bekommen. Aber jetzt wollte er nicht mehr an die strenge Stimme seines Vaters denken. Auch damals, als sie einige Jahre in Cascais wohnten, hatte er sie sofort vergessen, wenn er auf dem Board lag und anfang zu paddeln.

Es war wie früher. Er ließ alles hinter sich und entspannte sich augenblicklich.

Die Sonnenstrahlen glitzerten auf dem Wasser. Er schmeckte das Salz und spürte jede Faser seines Körpers. Ich bin frei, dachte er, keine Evelyn, die mich vom Surfen abhalten will, weil es ihrer Meinung nach zu gefährlich ist. Keine Kinder, die seine Aufmerksamkeit haben wollten, keine kritischen Beobachter. Nur er und das Meer und vor sich die sportlich schöne Silhouette der jungen Frau auf ihrem Brett. Sein Board glitt durch das Wasser, er hatte noch den Dreh raus. »Wow«, schrie er gegen den Wind.

Jetzt war er genau in der richtigen Position für das Line-up. Er saß auf dem Brett und wartete auf die nächste Welle, die er ganz in seiner Nähe erreichen würde. Mit ihm wartete

die junge Frau. Sie saßen auf ihren Brettern, beobachteten den Horizont, und er fühlte ein wortloses Einverständnis zwischen ihnen. Sie waren hier, weil sie wussten, dass es kaum etwas Besseres gab als das Glücksgefühl beim Reiten einer Welle.

Bei der ersten stand er nicht schnell genug und wurde vom Brett geschleudert. Er tauchte, um der Wucht der Welle auszuweichen. Japsend kam er auf der anderen Seite an die Wasseroberfläche und sah, dass die Frau die Welle genommen hatte. Er schwang sich wieder auf sein Board und sah zum Horizont. So zu scheitern, war normal beim Surfen. 80 Prozent des Surfens bestanden aus Paddeln, beruhigte er sich und wartete auf die nächste Welle. Er würde diesmal schneller reagieren und sich auf die Bewegung, die er machen musste, um in die Hocke zu kommen, vorbereiten. Fast gelang es ihm auch. Er war in der Hocke, aber er rutschte ab und landete wieder im Wasser. Die Welle brach über ihm. Diesmal war sie größer und gewaltiger. Er hatte unter Wasser kurz die Orientierung verloren. Vielleicht war er zu weit draußen und sollte lieber zurückschwimmen, um wie als 13-Jähriger mit den kleineren Wellen zu üben? Das Problem war aber jetzt, dass er nur dann sicher an den Strand kam, wenn er eine Welle erwischte. Die junge Surferin mit dem dunkelbraunen Zopf sah sich nach ihm um und reckte fragend den Daumen. Alles gut, gab er ihr zu verstehen. Es musste jetzt klappen. Er durfte sich nicht vor ihr blamieren. Die nächste Welle kam, und er musste an *Die perfekte Welle* von *Juli* denken, dem Hit von 2004. Es stimmte. So fühlte es sich an.

Die nächste Welle kam, er hatte sie rechtzeitig bemerkt und war in der richtigen Startposition in der Hocke. Er richtete seinen Oberkörper auf und tat das, was er am Strand zwischen Estoril und Cascais unzählige Male geübt hatte. Und er dachte nicht mehr nach. Er stand und ritt die Welle, es war großartig. Jedenfalls für einen kurzen Moment, dann verlor er das Gleichgewicht, stürzte vom Brett und wurde unter den Wassermassen der sich brechenden Welle begraben. Etwas traf ihn hart an der Stirn. Als er zu sich kam, war er im seichten Wasser. Sein Kopf tat weh. Er hatte das Board wohl gegen die Stirn bekommen. Wo war es? Sein Fuß war aus der Sicherheitsschlaufe gerutscht.

Aber er blutete glücklicherweise nicht. Und es fühlte sich auch nicht so an, als ob er eine Gehirnerschütterung hätte. Vor ihm tauchte sein Board auf, das an den Strand gespült worden war. Ein Rettungsschwimmer nahm es in Empfang. Luis kraulte schnell an den Strand, bevor die nächste Welle brach.

»Alles klar?«, fragte der 20-jährige bärtige Mann.

»Ja, alles klar«, sagte Luis. Er war froh, dass der Rettungsschwimmer ihm half, aus dem Anzug zu kommen, und ihm ein Handtuch hinhielt, ohne dabei mitleidig zu grinsen.

»Die Wellen sind ziemlich tückisch heute«, sagte der Rettungsschwimmer stattdessen.

Luis war dankbar für seine gnädige Lüge. Er blickte schweigend aufs Meer und bewunderte die Frau, die anscheinend völlig ohne Anstrengung eine Welle nach der anderen ritt.

»Das ist Inez«, sagte der Rettungsschwimmer. »Sie macht das schon seit Jahren und ist fast so gut wie die Profis.«

Sehe ich so fertig aus, dass er mich damit aufmuntern muss?, fragte sich Luis. Das Altern lässt sich eben doch nicht aufhalten, egal, wie sehr man seinen Körper trainiert, dachte er. Wenn er ehrlich zu sich war, wollte er auch gar nicht extrem trainieren. Es war

noch nie sein Ding gewesen, sich in irgendetwas fast bis zur Selbstaufgabe hineinzusteigern und dabei alles andere aus den Augen zu verlieren. Gut, das hatte er dennoch während der Jahre in Hamburg oftmals gemacht, aber jetzt glaubte er, dass er es nicht aus eigener Überzeugung getan hatte, sondern weil es sich angefühlt hatte, als stünde sein Vater mit der Peitsche hinter ihm und treibe ihn an.

»Du bist so portugiesisch«, hatte er oft zu ihm gesagt, wenn er mal wieder bummelte, sich Zeit ließ, die Dinge entspannter anging. Und das war kein Kompliment gewesen. Luis verstand damals schon nicht, wie seine Mutter die Kritik ihres Mannes an ihrem Land und ihren Landsleuten ausgehalten hatte. Es stimmte zwar: Im Vergleich zu den Deutschen mit ihrer Effektivität, die sich selten mal eine Verschnaufpause gönnten – besonders die erfolgreichen Männer der Generation seines Vaters –, kamen einem die Portugiesen mit ihrer Art, die Dinge anzugehen, nicht sehr ehrgeizig vor. *Com paciência* war ein Ausspruch, den er hier schon oft gehört hatte. Mit Geduld, immer mit der Ruhe. Aber was war daran schlimm? Gar nichts. Auch das Surfen sollte er vielleicht besser *com paciência* angehen. Beim nächsten Mal im flachen Wasser bleiben und sich langsam wieder an all das herantasten, was er vor 20 Jahren gemacht hatte, als er nach seinem Zweiten Staatsexamen einfach abgehauen war und als Schiffsarzt auf einem Kreuzfahrtschiff angeheuert hatte. Das war sicher mit die beste Zeit seines Lebens gewesen. Er hatte nicht viel arbeiten müssen, oft an Land gehen können und so zahlreiche fantastische Surfspots kennengelernt. Eigentlich war es perfekt gewesen.

Es gab in diesen Jahren immer mal wieder eine Frau, mit der er eine meist kurze und leidenschaftliche Affäre hatte oder die er nur ab und zu sehen konnte, wenn das Schiff mal wieder in ihrer Gegend war. Es gab keine langen Beziehungsgespräche, wenn etwas nicht so gut lief. Es war einfach keine Zeit dazu, sich auseinanderzusetzen, weil er ja schon bald wieder wegmusste. Eigentlich hätte er ewig so weitermachen können. Aber immer wieder hatte sein Vater darauf gedrungen, endlich mit dem Unfug aufzuhören und die Facharztausbildung zu beginnen. Meistens hatte Luis sein Drängen einfach ignorieren können. Doch eines Tages hatte ein Studienkollege angerufen und ihm erzählt, dass eine Stelle für eine Facharztausbildung zum Internisten kurzfristig frei geworden war und er, wenn er sich dazu entschließen könnte, gute Chancen hätte, diese zu bekommen. Es war gerade nicht so rund auf dem Schiff gelaufen, und Luis hatte sich gelangweilt. Also hatte er sich beworben und die Stelle auch ziemlich schnell erhalten.

War es eigentlich immer so, dass er die Richtung seines Lebens nur dann änderte, wenn andere Menschen ihm etwas anboten?, fragte er sich, als er sich mühsam aus seinem Surfanzug pellte. Er wusste nicht, woran das lag. Vielleicht waren es einfach diese Zufälle gewesen, die sein Leben immer wieder in eine neue Richtung gelenkt hatten. Mit vielen Veränderungen, was er aber nie richtig überblickt hatte, als er die Entscheidung getroffen hatte. Er war eben flexibel, passte sich den Umständen an, das war doch eine gute Eigenschaft. Oder war er einfach zu faul und zu unschlüssig gewesen, um sich selbst darüber Gedanken zu machen, was er wirklich wollte? Das war mit Sicherheit auch ein Teil seines Problems gewesen. Er hatte sich einfach treiben lassen. Jetzt wusste er zumindest, wen er wollte, aber half ihm das irgendwie weiter? Nein, denn er wusste auch, dass er Kristina nicht bekommen würde. Als er sie hätte haben können, hatte er geglaubt, dass

vielleicht noch etwas Besseres kommen würde, und jetzt, wo er wusste, dass er niemals eine bessere Frau finden würde, war es zu spät. Nein, es war nicht immer schön zu wissen, was man wollte.

Die Generation seines Vaters hatte es einfach gehabt. Da war es nie eine Frage gewesen, ob man heiratete. Man tat es, sobald man eine passende Frau gefunden hatte. Den meisten Männern aus der Generation seines Vaters war es ja auch gut damit ergangen. Sie hatten nicht zurückstecken müssen, sondern hatten immer das machen können, was sie wollten. So schien es Luis jedenfalls. Wie hatte seine Mutter stolz gesagt? Ich halte ihm den Rücken frei. Diese Regelung hatte anscheinend auch fantastisch geklappt. Aber schon damals hatte er gewusst, dass er keine Frau haben wollte, die so wie seine Mutter war. Sosehr er Sofias Mütterlichkeit und ihre Fürsorge auch liebte. Er hatte immer nach einer Frau gesucht, die ihn nicht mit ihrer Liebe festhielt, sondern die verstehen würde, dass er frei sein wollte, auch wenn er mit einer Frau zusammen war.

Hatte er nicht einmal versucht, Evelyn sein Beziehungskonzept zu erklären? Danach hatte sie stundenlang mit ihm gestritten und ihm vorgeworfen, er sei ein Macho. Er würde sich nur einen Freifahrtschein holen wollen, um mit anderen Frauen schlafen zu können. Männer seien ja alle gleich, und so weiter und so weiter. Es waren Tage vergangen, bis sie endlich begriffen hatte, dass es ihm überhaupt nicht darum gegangen war, mit einer anderen zu schlafen als mit ihr, sondern dass er in einer Beziehung einfach manchmal in Ruhe gelassen werden wollte.

»Was meinst du denn damit?«, hatte Evelyn gefragt, und ihr Tonfall hatte schon wieder extrem säuerlich geklungen.

»Ich möchte nicht, dass du versuchst, mich zu ändern«, erklärte er ihr, aber es war wohl verkehrt gewesen, das zu sagen.

»Ich darf dich also nicht mehr kritisieren? Du meinst wohl, dass Männer sich überhaupt nicht ändern müssen, sondern nur wir Frauen? Was glaubst du eigentlich, wer du bist?«

Es hatte keine drei Minuten gedauert, bis sie wieder bei ihrem Lieblingsthema angekommen war: dass Männer sowieso nichts taugten und verloren wären, wenn ihre Frauen sie nicht zurechtstutzen würden. Ja, sie hatte damals tatsächlich zurechtstutzen gesagt, als ob er ein Bonsai wäre, der in Form gebracht werden müsse, um ihn dann hübsch dekorativ ins Regal zu stellen.

Es ist fantastisch, dass ich die Kurve gekratzt habe, dachte Luis, als er in einer einfachen Bar an der Promenade saß und sich nach dem anstrengenden Surfen ein paar Bier gönnte. Warum gab es nur so wenige Frauen, die verstanden, wie er tickte? Hatten sie nicht alle *Jenseits von Afrika* gesehen? Denys Finch Hatton wollte auch nicht, dass Karen Blixen ihm die Knöpfe annähte. Aber selbst diese fantastische Frau schmiss Denys raus, weil sie jemanden ganz für sich haben wollte und nicht verstand, dass er sie über alles liebte und ihr auch ohne Trauschein schon längst gehörte. Und als sie es endlich begriffen hatte, stürzte er kurz danach mit dem Flugzeug ab und starb. So lief das mit den Frauen. Wenn man sie zu sehr liebte, lief man Gefahr abzustürzen wie Finch Hatton. Dann lieber noch ein Bier, dachte Luis, lehnte sich zurück und genoss die Aussicht auf den Atlantik und die hübschen Frauen, die auf der Promenade an ihm vorbeispazierten. Vielleicht sollte er sich mal erkundigen, was diese Inez sonst so machte außer Surfen und wo man sie zufälligerweise